



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 101.

Montag, 30. April.

1928.

(7. Fortsetzung.)

### Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

„d'Arzilla“, stellte er sich vor. Der Klang seiner Stimme verriet den Ausländer, der aber die deutsche Sprache immerhin beherrschte. „Konjul d'Arzilla. Und ich muß gleich um Verzeihung bitten, daß ich den Portier irre führte. Ich komme nicht im Auftrage des Herrn von Yskem.“

Sie — kommen — nicht ...  
Mit rangigem Lächeln, das begütigend wirken sollte, schüttelte er den Kopf.

„Eine Notlüge, Gnädigste. Nur eine harmlose, kleine Notlüge, deren ich aber nicht entraten konnte, wenn ich sicher gehen wollte.“

„Wenn Sie — sicher ...“  
„Ich meine damit: Wenn ich überhaupt das Glück haben wollte, Gnädigste persönlich zu sprechen.“

Kena Lints dunkle Augen loderten zornsprühend in dem bleichen Gesicht auf.

Ein Narr — in dieser Stunde bitterster Enttäuschung, die über Leben und Sterben die Würfel geworfen hatte, ein blöder Hohlkopf und Schürzenjäger, der sich aufdringlich in ihre Nähe drängte!

Sie machte Miene, ihn wortlos stehen zu lassen.  
Da versetzte er — immer noch mit seinem widerlich-schleimigen Lächeln, das wie ein ekles Kriechtier war:

„Ich weiß nämlich, daß Gnädigste auf Ihren Herrn Verlobten warten. Aber es wird keinen Zweck haben.“

Wie herumgerissen, wandte sie sich zurück und starrte ihn an.

Er wiederholte:  
„Es wird keinen Zweck haben.“

Und als sie noch immer keine Erwiderung fand:  
„Herr von Yskem befindet sich momentan nämlich im „Regent-Klub“.“

„Im „Regent-Klub“?“

„Gnädigste kennen den „Regent-Klub“ vielleicht vom Hörensagen oder aus den Zeitungen. Denn er hat leider schon die Presse des öfteren beschäftigt. Hohe Spielverluste. Voriges Jahr eine unliebsame Affäre mit markierten Karten, wo aber die Kriminalpolizei noch rechtzeitig zugriff. Letztes Jahr erschoss sich dort ja auch der rumänische Bankier Ceranescu, nachdem er im „Regent-Klub“ achtzehn Millionen Lei anvertrauter Kundendepots verspielt hatte. Eine etwas scharfe Atmosphäre da oben am Steinplatz, Gnädigste.“

Sie begriff kaum, was sie da hörte, fand keinen Sinn und Zusammenhang, fragte verstört und hilflos preisgegeben dem Chaos vernichtender Empfindungen:

„Weshalb sagen Sie mir das alles?“

Der Konjul d'Arzilla hob die Arme und führte die Handflächen auseinander.

„Weil ich annehme, daß Gnädigste Ihren Herrn Verlobten zu sprechen wünschen und ich die Möglichkeit dazu schaffen kann.“

„Sie wollen mich ...“

„Da ich seit langem Mitglied des „Regent-Klubs“ bin, besthe ich jederzeit das Recht, Gäste einzuführen. Sollten also Gnädigste den Wunsch nach einer Unterredung mit Herrn von Yskem haben, so kann dieser Wunsch in zwanzig Minuten erfüllt sein.“

Aus der angstzerquälten Dumpsheit ihres gefolterten Herzens rang sich nur eine einzige Sehnsucht hoch.

Klarheit! — um jeden Preis Klarheit!

„Also, kommen Sie!“ stieß sie hervor.

Während der Kraftwagen die Tiergartenstraße entlang jagte, schwiegen sie beide. Nur einmal ent-  
rassete sich Kena Lint ihrer Versunkenheit.

„Woher wußten denn Sie eigentlich, daß ich vorhin meinen Verlobten erwartete?“ fragte sie unversehens.

Der Portugiese lag in den Polstern, offenbar ganz verloren in das Spiel der Scheinwerferreflektoren, die sich weißglühend in das Dunkel der Nacht strahlen.

Nun setzte er sich respektvoll aufrecht.

„Da mir die Lebensgewohnheiten des Herrn von Yskem bekannt waren, zu denen ja auch gehörte, daß er Gnädigste allabendlich vom Theater abzuholen pflegte, so lag solche Gedankenverbindung nahe.“

„Um so mehr erstaunt es mich, daß ich Ihren Namen heut' zum ersten Male hörte.“

Der Konjul d'Arzilla wehrte das mit lässiger Sicherheit ab.

„Ich bin selbstverständlich viel zu bescheiden, als daß ich je auf das Gegenteil gehofft hätte.“

Ihre Hände in den weißen Glacés ballten sich unter rasender Nervosität zu Fäusten.

„Aber wenigstens diese eine Frage beantworten Sie mir: Welcher Umstand konnte Sie veranlassen, mich, die ich Ihnen völlig fremd bin, im „Eplanade-Theater“ aufzusuchen und sich so selbstlos für die Erfüllung meiner Wünsche einzusetzen?“

Doch darauf lächelte der kleine Herr nur; diskret, weltmännisch und mit leiser Elegie.

„Sagen Sie selbst, Gnädigste: Wäre das Leben nicht schal und trostlos öde und würde man ihm nicht jeden leuchtenden Farbenreflex nehmen, wenn man für alles, was man tut und unterläßt, immer schon vorher eine philsiströs nüchterne Begründung hätte?“

Da schwieg sie wehrlos ...

Unleugbar — der „Regent-Klub“ besaß Stil!

Zwei galonierte Lakaien — stumm, mit zu Masken erstarrten Gesichtern — nahmen die Übersachen der Gäste an sich. An der Schmalwand der Empfangsdiele veranlagte ein riesiger, bis zur Erde hinabreichender, auf den Etagern mit silbernen Toilettenutensilien belegter Spiegel, mit einem Bürstenstrich das Haar zu glätten, mit dem Lederpolster über den Glanz der Fingernägel zu hauchen, mit dieser oder jener Puder-  
quaste dem Teint die gewohnte Farbensättigung zu geben und schließlich mit letztem prüfenden Blick noch einmal flüchtig die Gesamterscheinung zu mustern, ehe man die eigentlichen Klubräume betrat.

Die rollten sich als eine Flucht reich und geschmackvoll ausgestatteter Zimmer auf, durchwogt von jenen vielgestaltigen Lebensformen, die solcher Umgebung immer ihren prägnant charakteristischen Reiz sichern.

Im Speisesaal waren noch verschiedene Tische besetzt, zwischen denen die Eskarpins tragenden Kellner geschäftig hin und her huschten. Man aß von silbernen Schüsseln und trank offenbar ausschließlich französischen



zimmert sah nur ein einzelner Gentleman, hielt den grauhairigen Kopf in die Hand gestützt, qualmte eine schwere Impotenz und grübelte über seinen eben begonnenen Brief. — Den riesigen, dunkel gehaltenen Parlor-Room erfüllte das sonore Schnarchen eines befrachten Träumers, der in einem ledernen Cashair am imitierten marmornen englischen Kamin lag und schlief. — Die flämisch gehaltene Bibliothek schien heute als amoureuses Buch retiro zu dienen. Denn als Rena Lint sie an der Seite des Konsuls durchquerte, wandte ein junger Kavaller, der einer reifen, tiefbrünetten Frau in großem Abendkleid dicht gegenüber saß, unwillig den Kopf. — Das eigentliche Spielzimmer schließlich vermochte man seiner ganzen Länge nach zu überblicken, da die breiten Flügeltüren auseinandergeschoben waren. Ein gewaltiger Rundtisch unterm harten Licht tiefhängender, grün abgeblendeter Deckenbeleuchtung. Jeder Stuhl besetzt. Die Damen überwiegend in kostbaren Roben mit nackten Schultern und tiefen Rückenausschnitten, die Herren ausnahmslos im Frack und Smoking. Hier und da auf den ledernen Wandsofas auch pausierende Spieler, die ihre Zigarette rauchten oder sich von den aufwartenden Lakaien einen Eisdrink reichen ließen. Stimmengewirr, das zu unverständlichem Brodem ineinander wirrte. Kühl, laut und schnarrend, monoton nur die stereotypen Rufe des Bankhalters, der auf seinem erhöhten Platz thronte. Viel unerhört wertvoller Schmutz und raffiniert geschickte Imitation auf nervösen weißen Frauenhänden und überpuderten alabasternen Nasen. Bubiköpfe und Etonfrisuren. Käsig über Stuhllehnen geworfene Hermelinschals und Blauschpelze. Das Herumschießen der Harke. Das Klappern der Chips. Kommen und Gehen. Blasierte Kavalierruhe und hemmungslose Frauenhysterie. Abgerissene kleine Schreie. Zähes Aufspringen. Resigniertes Geschehenlassen. Unheimliche Glücksstrahlen. Verzweifelter Ansturm gegen die unsichtbar-eiserne Mauer des Schicksals. Alle Stufen menschlicher Leidenschaften gegeneinander gepeitscht, ineinander verkrampft, wie aufgestaute, sich entseffte Springsluten übereinander stürzend, um im Sturz sich selbst zu vernichten und im Sterben sich neu zu gebären. Eben das unentrinnbar suggestive Fluidum des *Bac à deux cotes*.

Doch der Portugiese betrat den Spielsaal nicht, sondern öffnete eine rechter Hand gelegene Tür.

Die führte in einen Märchentraum: Ein entzückendes Boudoir. Vergoldete Kokosmöbel, lichtgrünseidenbespannte Wände, halbverblaßte Porträtpastelle in ovalen Rahmen, ein wundervoller resedafarbener Seidentepich, der kein Parkettquadrat frei ließ, brokatüberzogene Sesseln, goldgestickte Kissen auf dem Cassa, Vitrinen und Hocker; Taburets und ein fahrbarer Teetisch; reizend geschmackvolle Nichtigkeiten und wertvolle Chinoiserien auf den Konsolen. An der weißgoldenen kassierten Decke das Licht sanft verdämmend in milchfarbener Duzschale.

Mit unwillkürlichem Aufatmen umfing Renas Blick diesen entzückend anheimelnden Raum, während sie seine Schwelle überschritt. Ja — hier würde niemand sie stören. Hier würde sie, ungestört und von keiner Garderobiere gehegt, mit Berni sprechen können.

Ihr Begleiter hatte sie scharf beobachtet und neigte gewissermaßen befriedigt den Kopf.

„Ich sehe, es gefällt Ihnen hier. Das macht mich glücklich und gibt mir Hoffnung. Denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß gerade in Momenten von entscheidender Bedeutung die Umgebung ein eminent wichtiger Faktor ist.“

Die junge Diva maß ihn mit etwas erstauntem Blick, während sie seiner Handbewegung folgte und sich in einem Sessel niederließ.

Vielleicht wäre jetzt der Augenblick gewesen, ihm für seine selbstlose Hilfsbereitschaft zu danken, da sie doch nachher sicher mit Berni gemeinsam den Klub verließ und dann den Portugiesen womöglich nie mehr wiedersah.

Doch in ihr war alles zu sehr zitternde, kaum noch zu bändigende Sehnsucht und Erwartung, als daß sie jetzt hätte leere Phrasen herbeiholen können.

System rufen.

Seltjam, daß er keine Anstalten dazu traf. Vielmehr griff er nach rückwärts und zog die Tür ins Schloß, blieb aber vor ihr stehen.

Und nun begann er zu sprechen. Vorsichtig, behutsam, aber so akzentuiert, daß sich der fremdländische Anklang seiner deutschen Aussprache wieder schärfer vordrängte:

„Gnädigste — ich habe vorhin den Bühnenportier belogen, als ich sagte, ich käme im Auftrage des Herrn von Ystem, und ich habe auch Sie belogen, als ich Ihnen versprach, Sie mit Ihrem Herrn Verlobten im „Regent-Klub“ zusammenzuführen. Der Rittmeister ist nicht hier und hat diese Räume auch noch nie betreten. Ich bin sogar überzeugt: Dazu bekäme ihn bei seinen — wenigstens in diesem Punkte — übertrieben korrekten Anschauungen und Grundsätzen überhaupt keine Macht der Erde.“

Rena Lint war aufgesprungen, stand mit hängenden Armen mitten im Zimmer, hatte das Gefühl, als stürze sie in einen bodenlosen Abgrund, verstand nicht und begriff doch schon in jenem intuitiven Ahnen, das jedem jungen Weibe eigen. Und wiederholte nur mechanisch:

„Mein — Verlobter — ist — nicht —“

„Nein, natürlich ist Herr von Ystem nicht im „Regent-Klub“. Andernfalls wäre gerade ich wohl der letzte gewesen, gnädiges Fräulein hierher zu führen. Denn darin läge ja eine Selbstverleugnung, die mein Verhalten während der ganzen vergangenen zwölf Monate Lügen strafen oder — was für einen Mann vielleicht noch schlimmer ist — lächerlich machen würde.“

„Gnädigste starren mich mit großen Augen an und begreifen offenbar kein Wort. Nun denn: Ein Jahr ist für jemanden, der Tag und Nacht auf etwas wartet, eine fast unerträglich lange Zeit. Und ich habe erwartet, habe hundert verschiedene Mittel angewendet, bin hundert verschiedene Wege gegangen, um Rena Lint zu erreichen. Bis ich zur allerletzten Waffe griff, deren ein Mann sich nur widerwillig bedient: zur Lüge und Täuschung. Doch Sie ließen mir ja keine andere Wahl mehr.“

„Mein — Verlobter — ist — nicht — hier!“ sagte die Diva schleppend. Alles andere lag noch immer außerhalb ihres Verstehens.

Der Konsul d'Arzilla regte sich nicht. Nach wie vor sperrte er den Weg zur Tür. Aber durch seine Stimme drängte sich, je länger er sprach, immer tiefere Erregung.

Vorhin im Auto bestätigten Sie mir, gnädiges Fräulein, Sie hätten noch nie vorher meinen Namen gehört. Das übertraf meine schlimmsten Befürchtungen. Entsinnen Sie sich des Abends nach der Premiere Ihrer gegenwärtig laufenden Operette? Damals überbrachte Ihnen ein Bote in die Garderobe eine Perleentwässer, die eine regierende Königin entzückt hätte. Sie aber ließen das Schmuckstück und den uneröffneten Begleitbrief dem Überbringer wieder zurückreichen. — Eines Tages teilte ich Ihnen mit, daß in einer Garage am Kaiserdamm ein Joeben aus England eingetroffener fabrikneuer Rolls-Royce, den ich Sie als Ihr Eigentum zu betrachten bat, zur Abholung durch Sie bereit stände. Doch niemand kümmerte sich um ihn, bis ich ihn schließlich anderweit verkauft und den Erlös in einer Nacht hier oben verspielte. — Im Februar bot ich Ihnen eine Mittelmeerreise auf einer Yacht an, die nach unserer Rückkehr Ihr Eigentum bleiben sollte. Die Rivieraflüste und die Ligurische See haben den Besuch der schönsten deutschen Frau nie empfangen dürfen. — Ich spreche nicht von den zahlreichen Blumenarrangements, von denen nur hin und wieder eines sein Ziel erreichte und selbst dann wohl keines Blickes gewürdigt wurde. — Aber ich weiß seit heute, daß sogar nie einer der unendlich vielen Briefe, die ich Ihnen schrieb, geöffnet worden ist. Sonst hätten Sie vorhin wissen müssen, wer der Konsul Juan d'Arzilla ist. Und weil ich das ahnte...

„Wollen Sie die Güte haben, den Weg freizugeben?“

Das war plötzlich nicht mehr die Frau, die mit traktlos hängenden Armen willenlos eine Sturzflut von Worten über sich hinrauschen ließ. (Fort). folgt!



Wenn auch die großen, bunten Plakate mit ihrem falsch bezeichneten Käufer und der unsinnigen Angabe: Olympia (Zeitraum von vier Jahren!), statt Olympia für die Stadt Amsterdam herzlich wenig sprechen, so durchschreibe ich doch empfindlich in diesen Tagen olympischer Erwartung die große Stadt an der Amstel.

Die alte Handelsstadt am starkumkämpften Zuidersee steht seit langem schon im Zeichen der bevorstehenden 9. Olympischen Spiele und nimmt sich in der geschäftigen sportlichen Interessiertheit nicht übel aus. Ein feistamer Gegensatz zu dem so nüchtern schneidenden Kaufmannstum! Aber die Gegensätze sind überhaupt ein Merkmal Hollands.

Zu der regen Betriebsamkeit des Volkes, die sich in rhythmischer Gegenwirkung gegen die das tapfere kleine Land unermüdlich bedrohende Nordsee setzt, steht die selbstzufriedene, behäbige Gelassenheit, die wohl als Abganz des großen Seehelden- und Seefahrertruhms des 16. und 17. Jahrhunderts in Erscheinung treten mag. Endlich finden wir neben der Kunst der Rembrandt, Frans Hals, Jan Steen die denkbar großartigste Wasserkunst, die es zustande brachte, weite Teile des Landes, die tiefer als der Meerespiegel liegen, durch Kanäle und kunstreiche Schleusenbauten vor Überschwemmungen und vor allem vor dem Austritt von Grundwasser zu schützen. Alte Kunstbauwerke in den Städten finden wir umschlossen von breiten, regelmäßigen, oft monoton wirkenden Strassenzügen mit kleinen, grobkonstruierten, behaglichen Häuschen, und anschließend an sie Neubauten von geradezu großartiger moderner Architektur. Windmühlen, Kanäle, Wälden, Viehherden sind vor die Tore der Städte als Aushängeschild für das andere Holland gesetzt.

Die Hauptstadt Hollands ist vor der vornehmen Residenz den Haag die Stadt Amsterdam. Sie enthüllt uns ihre Eigenart gleich beim ersten Schritt, den wir aus dem rauchigen Bahnhof tun. Wir erblicken unbeschreiblich bunte hohe Speicher, die sich in langer Reihe selbstgefällig in einem Kanal spiegeln. Ein paar Schritte weiter pulst modernes Großstadtleben: Ströme fluten vom und zum gewaltigen Bau der hochbedeutenden Amsterdamer Börse. Nahebei öffnet sich ein Plak. An ihm steht das von Jakob van Campen 1655 in hoher Prachtentfaltung mit antiken Giebeln und Pfeilern erbaute alte Rathaus, das jetzt als Königspalast jährlich auf ganze acht Tage bewohnt wird. Da liegt aus der Ecke mit einem einzigen hohen Fenster die spätgotische Nieuwe Kerk, einer der schönsten holländischen Kirchenbauten, mit dem Grabmal des großen holländischen Seehelden de Ruyter.

Und dann ist da die Einmündung der weltberühmten Kalverstraat, der man nach dem pflichtschuldigsten Besuch der hohen Neuen Kirche unabweislich verfällt. Eine gassen-schmale Straße ist diese viels gewundene lange Haupt- und Geschäftsstraße Hollands. Enggereiht stehen nebeneinander hohe Geschäftshäuser, Hotels, Gaststätten. Ein jahrmärkt-buntes Gewühl zieht in der engen Schlucht; aber wenn man kauft, kauft und kauft wie in unseren Hauptstrassen zu finden, dann tritt man sich; der Strom zieht gemächlich, friedlich, völlig unmerklich (wie man wohl sagen muß!) an uns vorüber.

Die Grachten (Wasserstraßen) sind wundervoll in ihrer Feierlichkeit und Stille. Sie schlängeln sich, leise hintereinander, im Halbkreis durch die Stadt, sind von alten Ulmen überschattet und von Doppelreihen von Strähen begleitet. Querkanäle schaffen ein eigenartiges, fast gefälliges somerfrisches Stadtbild. Röhre ziehen träge; Autos surren an den Uferstraßen. Das alte und das neue Amsterdam sind so nahe beieinander.

Aus dem Dämmer der Grachten erblickt man in verkehrsvollen Straßen und auf Plätzen die Denkmäler Rembrandts und anderer Großen des Landes, sieht empor zu geschmackvollen neuen Riesenbauten von Handel und Industrie, dem Kolossalbau des Rathauses und steht dann erschüttert in der gewaltigsten Schau Hollands, dem Rijksmuseum. Bilder, die in der ganzen Welt bekannt sind, und die sich uns unauslöschlich einprägen, selbst wenn wir sie nur in unvollkommenen Nachbildungen sehen, finden wir hier: Rembrandts monumentale Nachtwache, Frans Hals' entzündenden „Größlichen Becher“ — und so Saal um Saal in dem Riesenbau im ersten Geschoss eine Gemäldeschau von allergrößter Bedeutung. Das Erdgeschoss und die Lichthöfe bergen kunstgewerbliche Gegenstände des Landes, Waffen, Rüstungen usw.

Und wieder welch ein Gegensatz: das geradezu märchenhaft lebhaft und bunte Judenviertel! Wir stolpern über Scharen von Kinder, sehen schmutzfarbene Häuser und Läden, Gewimmel von unbeschreiblich malerischem Reis. Und inmitten dieser Welt raat ernst und feierlich das Rembrandthaus, wo der Meister die letzten Jahre seines Lebens

verlebte. Auch ist es ein interessantes Erinnerungsstück an den großen Künstler. Auch Spinozas, des größten holländischen Philosophen Haus, wohnt in dieser Gegend auf.

Der große Humanist Erasmus von Rotterdam stellte im Beginn des 16. Jahrhunderts an seine Schüler einmal die Frage: „welches die Stadt sei, wo die Bewohner wie Vögel auf Bäumen wohnten.“ Gemeint war die Stadt Amsterdam, die auf Pfählen, die in den Sumpfboden der Küstenniederung getrieben werden, ruht! Daran denken wir, erschüttert ob der Größe und dem Geist dieser Stadt, nur in Augenblicken der Sammlung. Aber wir erkennen, daß die holländische Hauptstadt Amsterdam mit ihren großartigen Wandentwürfen, Kunstschätzen, Wasserstraßenanlagen und dem weltumspannenden Handel, wie endlich mit ihrer kühnen Anlage im Sumpfland, eine Besonderheit unter den europäischen Städten ist. Wenn in wenigen Wochen die Scharen der Kämpfer aus aller Herren Ländern zum Weltstreit auf Absehbahn, Rasen und Wasser in der großen Metropole Hollands eintreffen, so werden sie jedenfalls eine Stadt von Eigenart und Charakter finden, die wert und würdig ist, als Ort der 9. Olympia zu dienen!

Das Olympische Stadion ist ganz im Süden Amsterdams, in der Nähe des Bondel Parks und des Amsterdamer Stadions erbaut worden. Zwischen dem Olympia plein und dem Amsterdamer Stadion streckt sich das neue „Olympia-Viertel“ mit Stadionsweg und Olympia lade, Marathonweg und Turnerstraße, Hercules Straat und andere Straßen; ein eigenartiger imposanter Stadtteil. Das Stadion verfließt über 21.000 Sitzplätze und hat weiterhin rund 15.000 Stehplätze.

Karl Lütke.

## Blühende Kakteen.

Von Anders Siarnstedt.

Wer denkt da nicht an die Bilder von Spitzweg? Aber der schrullenhafte alte Herr mit Zipfelmütze und Schlafrock gehört der Vergangenheit. Der Kakteenzüchter ist heute zum bestbelebtesten Gesellschaftler geworden.

Bei uns nur Freude und Liebhaberei, haben in ihrer Heimat (hauptsächlich Amerika) und wo sie noch nicht als Landplage mit allen Mitteln moderner Chemie bekämpft worden sind, die Kakteen auch hohen Nutzwert. Die baumstarken Arten geben Rohholz, die stacheligen Zäcformen un-durchdringliche Zäune. Auch das Brennmaterial für die Küche stellen die Kakteen, wie Früchte für Marmelade und alkohollische Getränke.

Daß eine Kaktee nur jedes — 40. Jahr blühe oder wenigstens „steinalt“ werden müsse, um den Pflger durch besaubernde Blütenpracht zu erfreuen, gehört ins Reich der Fabel. Wer Kakteen halten und möglichst früh Blüten haben will, muß die Aufzucht, Auswahl und Pflanzung nur mit etwas Bedacht vornehmen.

Für die Pflanzung merke man sich, daß allein der Umfang der Wurzeln für die Größe des Topfes maßgebend ist! Die Wurzeln aller Pflanzen haben das Bestreben, den Rand des Topfes zu erreichen. Ist nun dieser zu groß, so muß die Kraft erschöpfen und Wurzelsäule eintreten.

Als Erde nimmt man nicht die erstbeste aus Feld oder Garten. Erde von den Wurzeln der Bäume ist die beste Pflanzenerde und eine Mischung von drei Teilen Lauberde, zwei Teilen Sand, einem halben Teil Vandeerde oder Lehm (nicht aus der Lehmgrube!) und zerklüffter Pustball, welcher von den Wänden abgefallen ist, dürfte allen Kakteen zuzugewandt werden. Die Hauptsache ist sandig, dann wird auch die Wurzelsäule aufhören und überhaunt die Pflanzen durch reichere Wurzelbildung zu freudigerem Wachstum angeregt werden. Ein bißchen Zusatz von Holzkohle schadet nichts; auf keinen Fall jedoch den Kalk vergessen, er schließt nicht nur die Erde auf, er ist für die Stachelbildung von größter Wichtigkeit!

Sauerwerden der Erde habe ich vermieden, indem ich kleinere Pflanzen in Gruppen in Sämlingschalen zusammensetzte. Die Wurzelbildung ist so eine flotte und ich selbst spare mir Arbeit beim Gießen. Auch größere Stüde pflanze ich gerne zu zwei und drei in die neuen praktischen Schalen oder Töpfe. Durch solches „Familienleben“ werden die Pflanzen seelisch froh und gedeihen vorzüglich.

Die ersten Pflanzen wird der neue Liebhaber meist geschenkt erhalten. Dabei dürfte es sich aber immer um ein- und denselben Echinopsis- oder Sciegekkaktus handeln. Auch meine Sammlung hat diese Anfänge durchgemacht. An meinem Exemplar waren zudem, mangels jeden Kalkgehalts der Erde, die Stacheln nur sehr schwach ausgebildet und schwarz, der Körper tiefschwarzgrün. Dafür hatte diese Kaktee den ziemlich rauhen und nassen Winter über im Garten gestanden! Tatsächlich sind die Echinopsisarten die



„widerstandsfähig“... das „auf den Schrank stellen“ beantwortet dieser Kaktus bei völliger Trockenheit mit der Neubildung von Büscheln! Den Sommer über stelle man die Art ruhig ins Freie, vermeide aber im Interesse der Knospen und Blüten zu greller Sonne. Trotz dieser Anspruchslosigkeit ist diese Kaktus eine herrliche Blüherin; leider dauert die Blüte nie länger als drei Tage.

Die Echinopsis, die fast überall den Gesamtbestand einer Sammlung ausmachen, sind nun am allerwenigsten diejenigen, die den Pfleger schon in jungen Jahren durch Blüten erfreuen. Dies sind die meist unbeachteten Echinokacteen (Zygophyten). Es gibt eine Anzahl dieser Art, die wir ohne Hilfsmittel am Fenster in jungen Jahren zum Blühen bringen. Noch ist es Januar, während ich dies schreibe, und schon zeigt sich Leben beim Echinocactus minusculus. Eine Pflanze von 5 Zentimeter Durchmesser und 5 Zentimeter Höhe säumen rings gegenwärtig Blütenknospen ein. Im Mai sollen sich die ziemlich großen roten Blüten öffnen und ich in den gelben Röhrenschlund sehen können. Etwas später blüht dieselbe Art in der Varietät Fiebrigii aus Bolivien. Diese Arten blühen also schon sehr jung und mit zunehmendem Alter immer reicher. Aus derselben Klasse kann ich aus meiner Sammlung noch empfehlen: Ottonis paraguayensis, einer der herrlichsten Jugend- und Massenblüher mit großen, glänzenden, gelben, trichterförmigen Blüten auf hellgrünem kugeligem Körper. Man entferne nicht gleich jede Seitensprosse! Eine Pflanze mit reicher Gabelung ist nicht nur schöner, sondern auch um vieles wertvoller. Die breitgedrübten Echinocactus tabularis und concinus werden schon um der goldgelben Bestachelung willen viele Freunde finden. Wie viel mehr noch, wenn die behaarten Knospen sich zu großen zitronengelben erschließen. Violett aus der Spitze blüht Echinocactus bicolor var. tricolor mit herrlicher, weiß-roter, kräftiger Bestachelung; die farbenfreudigste aller Kaktéen. Sehr willig grün-weiß blüht Echinocactus Mihanovichii mit wundervoller zebraähnlich gefärbter, hübsch gerippter Gestalt.

Von den Cereen (Säulen- oder Schlangenkaktus) nenne ich noch eine unerschöpfliche Massenblüherin: Cereus Eilvestrii. Diese Kaktus ist fast winterhart und etwas feuchter zu halten als die obengenannten Arten. Die Glieder darf man nicht berühren, sonst fallen sie sofort ab. Im Zulmond, just um die Weihnachtszeit, erfreut uns Epiphyllum truncatum mit seinen fuchsinähnlichen Blüten. Auch hier blühen schon ziemlich junge Pflanzen.

Sobald sich die Kaktéen zur Blüte rüsten, darf man ihren Standort nicht mehr wechseln, will man nicht, daß die Knospen abfallen.

Ich kann mir für den kleineren Sammler, der auf das Zimmer angewiesen ist, kaum etwas Herrlicheres denken als ein Fenster voll dieser in der Pflege wenig Ansprüche stellenden Kaktéen. Gewiß, es ist manches Mode bei der momentanen Vorliebe für Kaktéen, mancher hält die Pflanzen lediglich um der bizarren und grotesken Formen, nicht um des Lebens willen. Aber manches Schöne hat sich der Mensch durch eine „allzulange Zeit“ ferngehalten. Hundert Jahre hat eine Firma Kaktéen züchten müssen, um diesen Aufschwung zu erleben. Hundert Jahre lang war das Halten von Kaktéen eine große eintägige Gabe, denn jahrzehntelang wollte mit Ausnahme einiger botanischer Gärten, Fürstlichkeiten und Gelehrter niemand von Kaktéen etwas wissen.

## Walpurais.

Von Manfred Ludwig.

Wenn wir Gegenwartsmenschen oft mit Bedauern auf die „alte, alte Zeit“ zurückblicken, in der unsere Vorfahren noch in innigstem Verhältnis zur Natur standen, so vergessen wir meist, daß es nicht nur lindlich-fröhliche Bräuche waren, die sich an die im Wechsel der Jahreszeiten bedeutsamen Tage knüpften. Vielmehr hatte sich in der heidnischen Vorzeit, der die meisten unserer altheimischen Volksfeste entstammen, auch eine Fülle finsternen Schreckhaften Aberglaubens gebildet, den die christliche Kirche nicht völlig auszurotten oder zu mildern vermochte. So war die Bedeutung der Walpurgisnacht, der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai, unheimlich und zauberhaft geblieben.

In dieser Nacht sind alle finsternen Mächte der Hölle losgelassen. Der Teufel versammelt seine Getreuen, um sie zum Kampfe gegen die Menschheit anzufeuern. Am eindrucksvollsten ist die Heerschau der Finsternis auf dem Brocken, wo die Hexen auf Besenstielen und Pfengabeln, Mutterjäuen und Regenböden in Massen herumreiten. Doch finden sich überall in Deutschen Reiche Teufelsansteln, Hexenwalschbeden und -tanzplätze. Noch heute spricht der Volksmund vom „Hexenstädtle“ Saulgau in Oberschwaben.

ringen um... nicht angeblich jenseits der Grenzen, als es dort Mischpöten gibt. In Süddeutschland wird der Hexenabbat an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gefeiert. In Schwaben versammeln sich die Hexen auf dem Heuberge bei Rothenburg, in Tirol auf den Maringerwiesen bei Meran, in der Schanitzer Klause und auf dem Arelkopf bei Innsbruck. Die Ostfriesen nennen die Hexen „dat roode Volk“ oder „de lichten Lude“, die leichten Leute, weil sie auf Kuhrippen durch die Luft reiten. In Gebirgsdörfern Tirols besetzt man heute noch den Benediktus-Pfennig oder ein Rad, dessen Speichen ein Kreuz bilden, an den Ställen, um diese vor den Unholdinnen zu schützen. In Passauer dienen dazu gekreuzte Eisenstangen vor den Fenstern. Der Hexenaberglaube, der vor Jahrhunderten seine finsternen Blüten trieb, ist verschwunden, mit ihm auch die Anzahl jener Bräuche, die gegen den Teufelsput schützen sollten.

Die Walpurgisnacht gehört der Nacht der Finsternis. Mit dem Anbruch des Walpurgistages, des 1. Mai, verschwindet das Blendwerk der Hölle. Jubelnd strömt das Landvolk aus den Dörfern in die frühlingstrübe Natur, den Markkönig oder Maigrasen an der Spitze. Selbst der in das steinerne Häusermeer eingeschlossene Städter stellt den Maibaum vor die Tür. Besonders die Patrizier des Mittelalters begingen den 1. Mai mit einem stattlichen Bankett, bei dem der Maigras tief in den Beutel greifen mußte. Von einem Straßburger Junker wird berichtet, daß er im Jahre 1474, als er in den Mai reiten sollte, nach Roßdorf entflohen, um dieser kostspieligen Ehre zu entgehen. Er mußte vom Käte bei Strafe ermahnt werden, sich wieder einzustellen. Auch in den nordischen Städten zog alles am Walpurgistage hinaus in den Wald, wählte den Maigrasen und schoß vor der Vogelstange nach dem Papagei.

## Welt u. Wissen

Ein deutscher Urwald. Daß es in deutschen Landen noch ein Stück Urwald gibt, wird viele überraschen, und doch findet sich ein solches jungfräuliches Waldgebiet von etwa 400 Morgen Ausdehnung auf der Insel Bilm. Es ist dies ein Inselbrocken, der der Südküste Rügens vorgelagert ist und in ihrer Bodengestaltung, in Klima, Tier- und Pflanzenwelt ein Abbild der größeren Nachbarinsel darstellt. Den Ostseereisenden ist dieses Eiland nicht unbekannt, denn es hat sich durch seine malerischen Steilufer, die Farbenpracht des Meeres und vor allem durch seine großartige Bewaldung den Beinamen des „nordischen Capri“ erworben. Wie Ernst Richter in der Zeitschrift „Der Naturforscher“ hervorhebt, verdient dieser Wald die Bezeichnung Urwald. Zwar darf man nicht an ein tropisches Gewirr von exotischen Pflanzen und undurchdringlichem Dickicht denken, aber es ist ein Urwald insofern, als hier noch nie des Menschen Hand störend eingegriffen hat. Die Insel ist zum „Naturschutzgebiet“ erklärt, und daher darf dem Waldbestande nichts geschehen. Er zeigt die verschiedensten Baumarten in buntem Gemisch, manchmal viele Bäume derselben Art zu großen Gruppen vereint, dann wieder die mannigfaltigsten Baumarten in wildem Durcheinander. Nadelbäume sucht man vergebens; Eichen und Buchen sind vorherrschend, daneben findet man auch Ahorn und Ulmen, an den Rändern der Insel drängen sich Birken und in den verjüngten Strecken gibt es große Bestände von Erlen. „Stauend schauen wir zu den Baumriesen empor“, so schildert der Verfasser den Eindruck von diesem deutschen Urwald. „Majestätisch stehen sie da, stehend vor Kraft. Eichen und Buchen mit einem Durchmesser von eineinhalb bis zwei Metern sind keine Seltenheit. Kein Sturm, mag er noch so wütend über das Meer heranziehen, kann ihnen etwas anhaben. Sie sind unbeflegbar. Mag hier auch äußerlich Ruhe herrschen, stilles, stillische Ruhe, die ganz des Menschen Sinne gefangen nimmt, dem aufmerksamen Beobachter sagt jeder Blick, daß in diesem Walde Kampf die Lösung ist, daher, unerbittlicher Kampf, ein Kampf nach zwei Fronten, Kampf im Innern und Kampf nach außen. Hier muß jeder Baum ringen um den Platz, auf dem er steht, um sein Dasein, um Licht und Luft. „Dieses Ringen um Licht und Luft hat fast jedem Baum der Insel seine eigenartige Gestalt verliehen: der eine breitet seine Äste weit aus; er hat sich seine Elbogenfreiheit bewahrt. Andere wieder sind eingekengt und wenden ihre Äste in selbstamen Windungen dem lebenspendenden Licht zu. Hier hat einem der Blick das Haupt gespalten, dort einem andern der Sturm ein Glied abgerissen. Aber auch äußerer Feinde muß sich der Urwald erwehren: gegen ihn stürmt das Meer an mit seinen Buntbesenossen, Regen, Frost und Wind.“